Einführung der Kartoffel in Europa.

Wem das Verdienst gebührt, die Kartoffel von Amerika nach Europa überführt zu haben, ist kaum noch zu ermitteln. Man hat behauptet, daß Franz Drake, der Sohn eines Matrosen, dann Schiffskapitän, später Admiral, der sich durch einen Seeräuberzug nach Vera-Cruz, nach der Landenge von Panama und nach Cartagena in Südamerika beträchtliche Reichthümer erworben und nun sein Vermögen zur Ausrüstung von fünf Schiffen und Barken verwendete, um mit Genehmigung der Königin Elisabeth von England im Jahre 1577 einen Streifzug gegen die spanischen Besitzungen in Südamerika zu versuchen. Er segelte durch die Magalhaens-Straße nach der Küste von Chile, nachdem er unterwegs alle spanischen Schiffe, die ihm aufstießen, genommen und geplündert hatte. Ungefähr ein Jahr nach seiner Abreise von England landete er an der kleinen Insel la Mocha in der Nähe von Valparaiso und fand dort Bewohner, die wegen der grausamen Behandlung der Spanier, die sie im Lande erlitten, nach der Insel geflüchtet waren.

Sie kamen nach dem Platze, wo die Wasserfässer gefüllt wurden und brachten Potatoes (der englische Name für Kartoffeln, eine Art Knollen) und zwei fette Schaafe. Dies ist die einzige Nachricht, welche sich in dem Tagebuche des nachmaligen Sir Francis Drake vorfindet und jedenfalls zu der Sage Veranlassung gab, daß Franz Drake die Kartoffel zuerst nach Europa gebracht habe. Noch einem anderen hochberühmten Engländer, Sir Walter Raleigh, wird die Ehre unterbreitet, der Erste gewesen zu sein, welcher die Kartoffel aus Virginien in England einführte. Sir Walter, der allerdings edlere Absichten hatte, als zu plündern, der vielmehr England Kolonien zu erwerben glaubte, errichtete im Jahre 1584 eine Kompagnie zu einer Niederlassung in Nordamerika und erhielt von der Königin Elisabeth ein Patent, wodurch er Eigenthümer aller Ländereien wurde, die man dort entdeckt hatte oder entdecken würde, wobei sich die Krone den fünften Theil von allem dort geförderten Silber- und Golderz vorbehielt. Zwei Schiffe wurden ausgeschickt, die außer einigen Perlen nur etwas Tabak mitbrachten. Sir Walter nannte das Land, das er zu kolonisiren hoffte, der Königin zu Ehren, die den jungfräulichen Titel liebte, Virginien.

Die Kolonisten konnten sich, besonders gegen die Angriffe der Eingeborenen, nicht halten; sie baten Sir Walter schon nach zwei Jahren, sie wieder nach England zurückzuführen. Ein zweiter Versuch von Sir Walter, Virginien zu kolonisiren, worin er schon im Jahre 1588 wiederum drei Schiffe schickte, mißlang nicht weniger. Beide Male war er selbst nicht in Virginien. Er kann daher selbst die Kartoffel von Virginien aus nicht in England eingeführt haben. Ebenso wenig ist dies von seiner phantastischen Expedition möglich, die er im Jahre 1595 antrat, um die Goldstadt El Dorado aufzusuchen. In dem heißen Guiana baut man keine Kartoffeln und von dieser Reise konnte Raleigh sie auch nicht mitbringen. Namen der Dinge deuten auf ihre Abkunft und bieten häufig für dieselbe eine bei Weitem sichere Gewähr, als die Resultate anderer wissenschaftlicher Forschungen.

Die Kartoffeln hießen lange Zeit in den ökonomischen Schriften und in den Akten der preußischen Domänenkammer bis 1775 Tartuffeln, mit denen die Kartoffeln ihrer Form nach viel Aehnlichkeit haben, entlehnt, deren Diminutiv im Italienischen Tatuffoli lautet. Es scheint daher mehr als eine bloße Vermuthung, daß die Kartoffel über Italien nach Deutschland gelangte, wo Clussius, der 1588 zwei Kartoffelknollen aus Flandern zum Geschenk erhalten hatte, sie unter seinen „seltenen Gewächsen" abbilden ließ. In England baute sie 1597 John Gerard als eine große Seltenheit in seinem Garten an, 1616 verspeiste man sie auf der königlichen Tafel zu Paris und 1621 erkannte der große Bacon die nährende Kraft der Kartoffel und bemerkt in seiner Schrift über „Leben und Tod", daß das Bier, wenn es mit einem Viertel von irgend einer wahrhaften Wurzel (fat root), wie die Kartoffel, zu drei Viertheilen gebraut würde, eher zu langem Leben führen würde, als das, welches blos aus Getreide bereitet wäre.

Seit 1684 wurden die Kartoffeln im Großen in Lancashire angebaut, seit 1717 in Sachsen, seit 1728 in Schottland, seit 1758 in Preußen, wo sie aber, und zwar in Berlin, schon vor 1651 gezogen wurden, und seit 1783, hauptsächlich durch Parmentiers Bemühungen, in Frankreich. Auch durch Spanier, in deren Vaterlande lange vor dem Bekanntwerden der Kartoffeln die Knollen einer Winde (Batates edulis) als ein allgemein beliebtes Gemüse geschätzt waren, muß die Verbreitung der Kartoffel vielleicht gleichzeitig wie durch die Italiener stattgefunden haben, denn die Potatoes der Engländer sind aus einer Verdrehung des spanischen Wortes Batatas hervorgegangen. In Spanien und Portugal, wo die Batate, die daselbst vortrefflich gedeiht, der Kartoffel vorgezogen wird, ist letztere wiederum von England aus eingeführt worden. Man baut sie daselbst hauptsächlich an, um die reisenden Engländer zu befriedigen, und nennt sie deshalb Batates ingleses.

— Fatales Versprechen. — Schwiegermama: Guten Tag, Kinder, na, wir haben uns lange gesehen! — Schwiegersohn: Allerdings, Schwiegermama, lange das Vergnügen gehabt, Sie zu sehen!

— Macht der Gewohnheit. — Herr (zu einem Lehrling): Willst Du einen Gruß bei Deinem Principal bestellen? — Lehrling: Ja, wann soll er fertig sein?

Eine Verbannte.

"Une Exilee" heißt das neueste Buch Pierre Loti's. Die „Verbannte" ist Carmen Sylva, die Königin von Rumänien, von welcher erst jüngst die Nachricht durch die Blätter gegangen ist, sie weigere sich, nach Rumänien zurückzukehren. Pierre Loti's Darstellung lehrt uns, daß kein Widerspruch darin liegt; der aufgedrängten ist die freiwillige Exilirung gefolgt. Was in anderer Hand zu einem Stückchen politischer Pikanterie geworden wäre, gestaltet sich in der Umbildung durch den Poeten zu einer psychologischen Studie von wunderbarer Schärfe und jenem melancholischen Reiz, den Herzenswärme und reine menschliche Theilnahme über die Darstellung intimer Vorgänge breiten.

Loti, der am rumänischen Hofe nicht wie ein illustrer Gast, sondern als ein Freund aufgenommen war, beginnt mit der Erzählung einer Geburtstagsfeier der Königin im April 1890. Der Salon Carmen Sylva's ist mit Blumen überfüllt gleich dem Tempel einer indischen Gottheit am Tage ihrer Anbetung.... „Im dunklen Fond, in einem erhöhten Theile des Gemachs, der eine Estrade bildete, inmitten von Stickereien der seltensten Nuancirung war das Märtyrer-Idol, das man heute noch einmal feierte: die Königin, wie gewöhnlich in weiß gekleidet, die Haare, ebenfalls weiß, ihr jugendlich gebliebenes Antlitz umrahmend, mit ihrem Lächeln voll unendlicher und heiterer Güte. Zwei Ehrenfräulein, zu ihren Füßen sitzend, öffneten und lasen ihr die Glückwunschtelegramme vor, welche sich auf einer Silberplatte aufhäuften....

— „Gezeichnet Humbert I.," schloß die eine von ihnen.

Und die andere rief: „Dieses da ist von der Königin von Schweden, welche Eurer Majestät wünscht...."

Die Königin hob das Haupt nach mir, der ich eben eintrat und, lächelnd, mit dem Ausdruck einer grenzenlosen Melancholie, gab sie mir die Aufklärung, welche offenbar meine Blicke suchten:

„Mein Geburtstag ist heute.... Sie wußten nichts davon, ich hatte diesen Kleinen verboten, es Ihnen zu sagen. Ich bekomme schon Blumen genug, mein Gott...."

Der unausgesprochene Schluß der Phrase sagte, daß die Königin durch die Verschwendung von Rosen sich nicht täuschen ließ....

Eines dieser beiden Ehrenfräulein ist Helene Vacarescu, deren Verhältniß zur Königin Loti uns besser schildert, als Alle, die es vor ihm versucht haben:

„Das war ein kleines Frauenzimmer, das beim ersten Anblick nicht auffiel, aber bald durch seinen Geist bezauberte. Mit einem Aeußeren von strahlender Kindlichkeit, einem labyrinthisch gebildeten Geist (une ame compliquee en labyrinthe), ein wenig berauscht von ihren literarischen Erfolgen und ihrem rapiden Glückwechsel, ehrgeizig vielleicht, aber so entschuldbar, es geworden zu sein; fähig überdies guter Regungen des Herzens und der Mildherzigkeit namentlich für die Kleinen, die ihren Weg nicht verstellten. Die Königin, zunächst aufmerksam auf die seltene Intelligenz von Mlle. Helene ***, hatte sich nach und nach gefangen nehmen lassen durch ihr großes dichterisches Talent; und dann, Mutter ohne Kind, im Herzen die ewige Trauer um die eigene Tochter tragend, liebte sie am Ende diese so erstaunlich begabte Adoptivtochter."

Loti nimmt an dem Diner theil und er beschreibt die Geburtstagscour — die letzten Gratulationen, welche die Königin Elisabeth von ihrem Volke empfing. Die Ehrenfräulein und die Königin selbst tanzen und singen nach nationalen Rhythmen in altrumänischer Tracht. „....Alle diese hübschen, neugierigen, prüfenden, treulosen, schwarzen Augen distonirten mehr als je mit diesen antiken Gewändern. Und dann, ich weiß nicht was von etwas Undankbarem, Haßvollem, Grausamem lag in ihrem Lächeln für die Königin, ihren höfischen Verbeugungen, ihren Handküssen.... O, das sage ich nicht von Allen, gewiß, darunter waren auch Loyale und Getreue, Frauen von Herz und treuem Gedenken, die sich von den Anderen unterschieden. Aber die Mehrzahl von ihnen fröstelte mich an, in unerwartetem Lichte gesehen....

Und wie sie verändert war, ihre Königin, seit drei Jahren! Damals noch so jung und jetzt zerstört durch eine unvergeßbare Trauer, durch eine unerhörte Täuschung vielleicht, abgemagert, gealtert und mit trostlosem Lächeln." Und diese Trauer „sinkt von den hohen Saaldecken nieder", nichts vermag sie zu zerstreuen und aus dem rothen Marmorsaale tauchen die Blicke der Ehrenfräulein in die lange Flucht der mit ausgesuchtem Geschmacke decorirten Gemächer mit unbestimmter Sorge vor Erscheinungen und Nachtgebilden. „Was verursacht dies Alles? Vielleicht diese Abschließung von dem Außenleben. Vielleicht dieser leere Raum rund um uns, pruntvoll und düster, den Schildwachen hüten, und diese Stille, diese schwere Stille inmitten einer der Weltstädte, wo das Rollen der Wagen das fieberhafteste und unaufhörlichste ist.... Wahrlich, man fühlte da etwas Eigenartiges, das die lichtstrahlenden Hoftafeln nicht verursachen, und das war wie die Palastkrankheit, der Druck des Königthums."

„An der Seite des Thronerben saß jeden Abend an der kleinen Familientafel Mlle. Helene ***. Von dieser beständigen Nachbarschaft rührte zweifellos die Entstehung eines Gefühls her, das leicht vorauszusehen war. Daß ein Prinz von 24 Jahren, strenge ferngehalten von den Vergnügungen seines Alters, ein Leben der geistigen Arbeit und militärischen Uebungen führend, für ein heiteres junges Mädchen eingenommen wird, ein Mädchen, geistsprühend und von hoher Intelligenz, die einzige überdies, die er in vertrautem Verkehr sehen darf, ist die natürlichste Sache der Welt. Dieser Roman, der sich hier entwickelte, und den eine gewisse Presse zu entstellen gesucht hat, war wohl einfach und anständig zu allem Anfang. Und der Gedanke einer Heirath, so sehr sie den aufgestellten Regeln widersprach, wurde zu dem einzigen, der einem jungen Manne kommen konnte, der, wie der Kronprinz, in puritanischen Ideen und von untadelhaften Beispielen umgeben erzogen war; während Mlle. Helene *** anderseits nicht dazu angethan war, flüchtige Liebesgefühle zu wecken, sondern vielmehr sie nach und nach zu festigen und festzuhalten durch ihre immer wache Intelligenz."

Ein Jahr darauf besuchte Loti die Königin in Venedig, wo sie im „Hotel Danieli" das erste Stockwerk bewohnt.

„Ganz im Fond des großen Salons, dessen Thüren mit Königskronen geschmückt sind, dessen noch immer pruntvolle Decke ungeheure Luster aus venezianischem Glas trägt, ist die Königin in weißem Kleide ausgestreckt in einem Fauteuil und sie bewillkommt mich mit ihrem gütigen Lächeln.... Aber wie ehr Gesicht verändert ist, abgemagert.. Seit dem letzten Frühling scheint sie um zehn Jahre gealtert zu sein."

„Sie ist so krank, hat mir diesen Morgen Mlle. Catherine*** gesagt, so krank.... und dann, sie geht nicht mehr; man muß sie tragen oder in ihrem Fauteuil fortrollen, nun ist's vorüber mit ihrem schönen geraden Wuchs und ihrer schönen königlichen Haltung."

Ihr zu Füßen, auf einem Tabouret sitzt mit dem Ausdruck eines spitzbübischen Kindes Mlle. Helene ***, bekleidet mit einer sehr einfachen Rosarobe, ihr schwarzes Auge immer lebhaft und forschend. In ihrer Haltung ist etwas wie die Affektation, verwöhntes Kind zu spielen, die Tochter dieser anbetungswürdigen Mutter — und ich habe überdies einmal bemerkt, daß in Abwesenheit von Zuschauern ihr Benehmen gegen die Königin immer kälter und zurückhaltender war. Das soll sie nicht herabsetzen: So wenige Frauen vermögen sich ganz und gar als sie selbst zu zeigen, ohne eine ein wenig affektirte Pose, ohne eine selbst unbewußte Berechnung der Wirkung. Ich setze anderseits keinen Zweifel darein, daß bei ihr nicht aufrichtige Anhänglichkeit für diese Adoptivmutter war, und daß sie nicht echte Thränen vergossen hat, als sie sie für immer verließ.

Die Königin war von der ganzen, bis zu einem gewissen Grade treuen Gruppe umgeben, welche ihr bei ihrer traurigen Abreise gefolgt war und die hier ihren Hof bildet: im Ganzen acht oder zehn Personen. Und man plaudert fast heiter, aber ohne volles Zutrauen.... Die Königin sagt mir lachend, was nicht weit davon ist, eine Wahrheit zu werden: „Wissen Sie, wir sind die Verbannten von Venedig." Und sie fügt mit einer traurigeren Nuance hinzu: „Wir sind selbst, wie Einige behaupten, eine kleine Gruppe von Verbrechern gegen Europa."

Ich muß hier in einigen Worten angeben, welches zu dieser Zeit die Situation von Mlle. Helene *** am rumänischen Hofe war. Von dem einfachen Ehrenfräulein, das ich einst gekannt, fand ich sie nun zur Verlobten des Thronfolgers geworden. Es ist wahr, die Kammer hätte nie ihre Einwilligung zu dieser Heirath gegeben und der König hatte die seine zurückgezogen. Indeß war nichts abgebrochen, da der Kronprinz, von seiner Familie nach Deutschland zurückberufen, um in seinem Stammschlosse einer strengen Zurückgezogenheit unterworfen zu werden, Mlle. Helene*** weder ihr Wort, noch ihre Briefe, noch ihren Verlobungsring zurückgegeben hatte.

Die Königin welche die Vereinigung ihrer beiden Adoptivtochter so sehr ersehnt und weil sie diese Mesalliance gefördert, sich die Ungnade ihres ganzen Volkes zugezogen hatte, verzweifelte noch nicht. Die Journale Europas kommentirten, die meisten mit Uebelwollen, diese seltsame Situation und Mlle. Helene *** begann, nachdem sie den Thron vor Augen gehabt und vier Monate in diesem Zaubertraum gelebt hatte, zu fühlen, wie Alles zerfloß, gleichwie beim Erwachen...."

Von größtem Interesse ist, was Loti über Carmen Sylva sagt — über die Schriftstellerin nämlich, nicht die Königin von Rumänien. Es ist ebenso viel Kritik darin, wie anziehende Schilderung:

„Der Arbeitstisch der Königin war bedeckt mit diesen deutschen „Blocks", über welche ihre große, freie und aufrechte Schrift so flink hinlief, mit all' den lieben, zum Schreiben gehörigen Sächelchen, mit ihren Initialen und ihrer Krone geschmückt. Ihre höchste Zuflucht in den verzweifeltsten Stimmungen sind diese Blocks, deren einzelne Blätter, mit fieberhafter Eile beschrieben, eines um das andere abgerissen werden. Die Königin, welche mehr geschrieben hat, als irgend ein Schriftsteller ihrer Zeit, hat sie zu Tausenden abgerissen, diese Blätter, über die ihre Feder hingeeilt war — eine jener Federn, die "sans fin" genannt werden, die endlos schreiben, ohne daß man sie einzutauchen brauchte. Gedichte, Aphorismen, Romane und Dramen, immer im Fieber konzipirt, geschrieben in äußerster Hast, in erschöpfender Anstrengung, um so schnell wie möglich alles Unausgesprochene zusammenzufassen und zu fixiren, was in Strömen aus der Imagination herausfluthete.

Und so ungleich; einige Werke reichen an erhabener Größe hinan; andere blieben unvollendet, in einander gewirrt, wie sie es waren durch den gleichzeitig entstehenden Keim der folgenden Arbeit. Kein Werk ist genug durchgearbeitet — da die Königin sich in der in der Literatur zu dem Irrglauben bekennt, Alles müsse unmittelbar sein, geschrieben im ersten Elan und dann so gelassen werden. Das so beträchtliche Lebenswerk Carmen Sylvas, dessen größter Theil für immer ungedruckt und verloren bleiben wird, hätte durch die Hände eines gewissenhaften Sonderers gehen müssen; so ausgewählt, hätten diese Werke den Rang erworben den sie verdienen...

O! Ich will nicht sagen, die Arbeit der Königin sei nicht charmant, so wie sie ist; sie hat einen hohen Flug, der so vielen geschickten Büchermachern versagt ist; anderseits erräth man bis in ihre schwächsten Partien die große, edle, vibrirende und zur Theilnahme herausfordernde Seele — und für die, die empfinden und weinen, ist das genug — wenn auch nicht für die Menge literarischen Mandarinen. Man staunt selbst, daß diese Frau, als Fürstin geboren und gekrönte Königin, seit zwanzig Jahren so alles menschliche Weh ergründen konnte und bis in die Tiefen erfassen die niedrige Noth der Kleinen und der Armen."

Die geistige Ueberanstrengung, meint Loti, habe noch mehr, als der Kummer ihre Krankheit verschuldet. Um 3 Uhr Morgens zündete sie ihre Lampe an und arbeitete. Dann nahm das Tagwerk als Königin sie ganz in Anspruch und hielt sie fest bis 11 Uhr Nachts. In Venedig, als Loti sie sah, arbeitete sie noch. Ihr Buch hatte den Titel: „Das Buch der Seele." Sie versprach Loti, ihm etwas daraus vorzulesen — aber in der Gondel. Sie fügte hinzu: „Ich muß Sie aber aufmerksam machen, hüten Sie sich: das ist das Buch einer Närrin! Denn Sie wissen, daß mein Kopf, wie es scheint...." und mit ihrer schönen Hand, fast durchscheinend in ihrer Magerkeit, beschrieb sie zwei drei Kreise in der Luft vor ihren Augen, um anzuzeigen, diesmal wirklich lachend, daß ihr Kopf beschuldigt war, stark wirblich zu sein...."

Die älteste Universität.

Nicht in Europa ist die älteste Universität zu suchen, sondern in Afrika, und zwar in dem marokkanischen Fez. Es ist die kerunische Universität, so genannt von ihrer Gründerin, Fatme der Heiligen aus Kairuan in Tunesien, die im 9. Jahrhundert n. Chr. lebte. Es unterliegt keinem Zweifel, daß damals, wo Paris, Oxford, Cambridge, Padua und Bologna noch keine Universitäten hatten, Studenten aus Andalusien, Frankreich und sogar auch England nach Fez wanderten und dort gemeinsam mit Tunesiern, Tripolitaniern, Aegyptern u. s. w. studirten. Fez ist noch heute der westliche Hauptsitz der muhamedanischen Theologie. Ein englischer Gelehrter, Stephen Bonsal, der längere Zeit dort lebte, hat die Universitätsverhältnisse eingehend erforscht und darüber in der „Fortnightly Review" einen Artikel veröffentlicht, dem die „Frkf. Ztg." folgende Einzelheiten entnimmt:

Wie alle richtigen Universitäten, ist auch die Keruina eine Republik, die sich selbst regiert. Sie begreift in sich die Fukis, die eigentlichen Professoren, und die Emins, so viel wie Beigeordnete; aber diese beiden Gattungen haben mit der Demokratie nicht bloß der Gläubigen und der Studenten, sondern auch der Maulthier- und Kameeltreiber zu rechnen, die in diesen Räumen verkehren; der Sultan selbst kann nichts gegen diese Privilegien ausrichten.

Vor drei Jahren setzte er den Mokkadem ab, den Rektor der Universität, der sein Amt auf Grund des Erbrechts durch seine direkte Abstammung von der heiligen Fatme besitzt; es erhob sich aber ein solcher Sturm unter der Bevölkerung der Universität, daß die Absetzung wieder rückgängig gemacht werden mußte. Der Sultan ergriff den Ausweg, daß er erzählte, sein Vater sei ihm im Traum erschienen und habe ihn gebeten, den Mokkadem wieder einzusetzen. Seitdem hat sich der Sultan nicht wieder in die Angelegenheiten der Universität eingemischt. Der wissenschaftliche Werth der Keruina ist natürlich nicht groß, der größte Theil der Studenten kann kaum selbst lesen und schreiben.

Auf der Universität besteht ihr Studium darin, daß sie ihre Unwissenheit vervollständigen durch das äußerliche Studium der Bokharie (einer Art Talmud des Muhamedanismus), der Astrologie und des Prophetenthums. Nur wenige Begabtere sind kühn genug, die Mathematik zu studiren, die ganz in den Ueberlieferungen der arabischen Wissenschaft stecken geblieben ist; Andere werden Juristen; die Zahl sämmtlicher Studenten beträgt etwa tausend, darunter sind gegen 400, die freie Verpflegung haben. Die Freischüler bekommen eine ziemlich magere Kost aus der Stiftung, die noch von Fatme herrührt, und alle Jahre ein Gewand, ihre einzige Kleidung. Sie schlafen in den Höfen der Moschee, trinken das Wasser der Springbrunnen und essen trockenes Brot dazu. Andere bekommen Unterkunft bei irgend einem Kaufmann der Stadt, dem sie, als Entgelt für Kost und Wohnung, verschiedene Dienste leisten; sie besorgen ihm Ausgänge, füttern seine Maulthiere u. dgl. So bringen sie die vier bis fünf vorgeschriebenen Jahre zu, nach deren Verlauf sie Lehrer, Priester, Notare, Friedensrichter werden.

Die wahre Reue.

„Reue vernichtet Schuld,"
So hör' ich viele sagen,
Die, darein eingelullt,
Sich dann danach betragen.

Der Quell ist rein und klar,
Doch wer ihn recht will brauchen,
Muß nackt mit Haut und Haar
Sich ganz o'rin untertauchen.

So ist es mit der Reu':
Soll sie die Schuld vernichten,
So muß man, ohne Scheu
Vor Schmerz, sich selbst erst richten!

Die neue Schreibmaschine.

Humoreske aus dem Englischen von M. F.

Mr. Bulles, ein bekannter Bankier in New York, hatte, der Richtung der Mode folgend, sich eine Schreibmaschine angeschafft und überließ es seinem Prokuristen, aus der Zahl der Bewerber sich die geeignetste Person zur Bedienung der Maschine auszuwählen. Diejenige, welche den Vorzug des Engagements erhielt, war eine große, imposante Dame von auffälliger Schönheit und dem hochmüthigen Wesen einer Herzogin. Sie kleidete sich geschmackvoll, und mit ihrer Art und Weise, sich an die Schreibmaschine zu setzen, machte sie eher den Eindruck einer großen Dame der Gesellschaft, welche sich herabläßt, gelegentlich ein Stück auf dem Pianino zu spielen, als den einer besoldeten Schreiberin. Es sah aus, als wäre das ganze Personal in ihrem Dienste und als bestände ihre Beschäftigung nur in der Kontrolirung ihrer Millionen.

Mr. Bulles hatte immer das Gefühl, als müsse er sie erst um Erlaubniß fragen, ob er rauchen dürfe, und war mitunter fast ängstlich, sie zu bitten, ihm einige seiner Correspondenzen niederzuschreiben. Welche Arbeit jedoch er ihr auch immer gab, sie verrichtete sie so gut wie sie nur irgend gethan werden konnte, und so hatte er an ihr nichts weiter auszusetzen, als ihren Hochmuth. Endlich beschloß er, ihren Stolz zu beugen. Er hatte sich die ganze Zeit über unbehaglich und gedrückt durch ihre Ueberlegenheit gefühlt, nun sollte sie einmal ihm gegenüber dasselbe empfinden.

So rief er sie denn am nächsten Morgen in's Comptoir, und nachdem er ihr einige Geschäftsbriefe diktirt hatte, sagte er:

„Nun kleinere Bogen, bitte. Sind Sie fertig? Warten Sie." Sorglos auf die Spitze seiner Cigarre beißend, starrte er eine Weile sinnend durch das Fenster.

„Lieber Jim," begann er, „ich danke Dir vielmals, aber es wird nicht möglich sein, durchaus nicht. Ich habe ein für allemal auf jedes Amt im politischen Dienste verzichtet, und obgleich die Stellung als Gesandter in einer Stadt wie St. Petersburg außerordentlich ehrenvoll und die Wahl meiner Person höchst schmeichelhaft ist, könnte ich doch New York und meine Thätigkeit hier nicht aufgeben. Sage dem Präsidenten in amtlicher Sprache, er wäre sehr gütig, aber er müsse sich nach jemand Anderem umsehen. Meine besten Empfehlungen für Mrs. Blaine, und genehmige die herzlichste Condolation zu dem Verlust unseres Hauses.

Der Deinige.

Sr. Hochwohlgeboren Herrn James G. Blaine, Washington, D. C."

Das an der Maschine arbeitende Mädchen brachte dies mit ruhigem, unbewegtem Gesicht zu Papier. Der Ernst ihres Betragens war durchaus unverändert. „Ist das Alles?" fragte sie jetzt.

„Ja," antwortete Bulles matt, „ja ich glaube, das ist Alles." Er war durch solche Kleinigkeit nicht muthlos zu machen und berief die Schreiberin während des Nachmittags zu sich, um ihr folgende Note zu diktiren:

„Mr. Delmonicos. — Sie wollen mir gefälligst eines Ihrer größten Privat-Speisezimmer für morgen Abend vorbehalten und ein Abendbrod für hundert Personen vorbereiten. Meine Zimmer sind zu klein, ich wünsche deshalb ein größeres bei Ihnen. Treffen Sie Anordnungen, daß später getanzt werden kann, und bestimmen Sie Decorationen nach Ihrem Belieben, jedoch gehen Sie mit Blumen nicht über 1000 Dollars. Ihr Ergebener."

Die nächste Note lautete:

„Lieber, alter Junge! Ich würde mit Freuden zusagen, aber Tuxedo stimmt mit meiner Verdauung nicht überein. Natürlich, Du kannst alle Pferde haben, die Du wünschest. Die beiden Führer sind nicht in der Stadt, aber ich werde sie Dir kommen lassen. Ich denke, der Preis, den Du mir für den Wagen bietest, ist annehmbar, und Du sollst ihn dafür haben, umsomehr als ich das Kutschiren aufgeben und mir eine Yacht anschaffen will.

Dein...."

Der letzte Brief war:

„Lieber Herreshoff! — Die Zeichnungen langten gestern hier an und sind wahre Schönheiten. Dem Aussehen nach zu urtheilen, bin ich sicher, daß das mir zum Ankauf empfohlene Boot an Eleganz und Sicherheit alle übrigen schlagen wird. Ich werde Ihren Rath befolgen und von dem Fahrzeug Besitz ergreifen, sobald es segelfertig ist. — Achtungsvoll...."

Herr Bulles sagte: „Das genügt. Wenn Sie fertig sind, lassen Sie mich sehen." Er glaubte, eine kleine Spur von Demuth an der hochfahrenden Person zu entdecken, doch zu zuversichtlich war er nicht. „Wenn dies keinen Eindruck auf sie macht," dachte er bei sich, „dann schreibe ich morgen einen Brief an die Königin von England und einen an Gladstone, in dem ich mein Bedauern ausdrücken werde, an den Festlichkeiten und Jagden im nächsten Sommer nicht theilnehmen zu können."

Als das Mädchen ihm die Briefe zur Unterschrift vorlegte, schob er sie nachlässig zur Seite mit dem Bemerken: „Ich werde sie später unterschreiben und selbst zur Post bringen."

In der That unterzeichnete er sie, legte sie couvertirt unter verschiedene andere Briefschaften, wo das Personal sie nicht sogleich sehen konnte, und machte weitere Pläne für die Zukunft. Am folgenden Tage lehnte er drei Einladungen zu Diners bei den vornehmsten Persönlichkeiten ab, berief einen Architekten zu sich, den er mit dem Bau eines Landhauses in Newport betrauen wollte, und machte außerdem noch eine Bestellung auf ein kostbares Damenkollier.

Die Schreiberin fing an, ein wenig mehr Interesse zu zeigen, und sagte jetzt: „Ja, mein Herr," statt einfach „ja", womit immerhin schon etwas gewonnen war. Er merkte, daß er Fortschritte machte.

Aber am vierten Tage erschien sie mit einer womöglich noch älteren Miene als bisher und legte drei Briefe auf sein Pult. Sie pflegte stets die Postsachen für ihn zu öffnen und die Privatbriefe von den Geschäftsbriefen zu sondern. „Hier," sprach sie, „sind drei Briefe, von denen ich nicht recht wußte, ob sie Ihnen oder Ihrem Buchhalter zu übergeben sind." Bulles blickte nach der Unterschrift eines der Briefe und las den Namen „H. Herreshoff". Der Inhalt lautete:

„Herrn Henry Bulles!

Werther Herr! — Ich bin im Besitz eines mit Ihrer Firma versehenen und von Ihnen eigenhändig unterzeichneten Briefes, welcher sich auf eine Yacht und eine fingirte Correspondenz, die zwischen uns geführt worden sein soll, bezieht. Da ich weder das Vergnügen habe, mit Ihnen, noch mit der Angelegenheit der Yacht bekannt zu sein, so kann ich nur annehmen, daß Jemand Sie zu hintergehen beabsichtigt, und sende Ihnen daher Ihren Brief zurück.

Ihr ergebener

H. Herreshoff."

Mr. Bulles wurde sehr roth und wagte nicht aufzusehen. Er hätte gern gewußt, wie weit das Mädchen wohl den Brief gelesen haben mochte. Im zweiten Briefe stand: — „Das von Ihnen für Dienstag bestellte Privat-Speisezimmer und Souper war genau nach Ihrer Anweisung für Sie in Bereitschaft gesetzt, aber Niemand erschien. Sind wir im Irrthum, wenn wir glauben, daß hier ein Mißverständniß vorliegt, oder daß Ihrem Schreiben, welches wir zurückbehalten, irgend ein schlechter Spaß zu Grunde liegt, oder aber, daß Jemand Ihre Unterschrift gefälscht hat. Wir erwarten umgehende Aufklärung u. s. w.

Delmonicos."

Mr. Bulles sank in seinem Stuhl zusammen. Er öffnete den letzten Brief mit unsicherer Hand. Das Mädchen stand immer noch hoch aufgerichtet neben ihm gleich einem rächenden Geiste. Der Brief war von einem Freunde und enthielt einen Ausschnitt aus einer Zeitung nebst folgenden Zeilen:

„Lieber Henry, hast Du diesen einliegenden Zeitungsartikel gelesen? In des Himmels Namen, was bedeutet das? Da muß sich Jemand einen niederträchtigen Witz gemacht haben, der Dich auf's Empfindlichste berühren muß. Es stand in großen Lettern auf dem Zeitungspapier:

„Ist Henry Bulles geisteskrank?

Der wohlbekannte Bankier macht seinen Freunden große Sorge.

Washington, D. C., — Der Sekretär der Vereinigten Staaten empfing eine Mittheilung höchst merkwürdiger Art von Henry Bulles, laut welcher derselbe sehr hoheitsvoll den Posten eines Gesandten in St. Petersburg zurückweist. Er ist sowohl dem Präsidenten als Mr. Blaine gänzlich unbekannt, und es muß vermuthet werden, daß entweder sein Geist etwas gestört, oder daß er das Opfer eines niedriger Scherzes ist."

Mr. Bulles ließ das Papier fallen und schaute verzweifelt auf die Schreiberin. „Gaben Sie jene Briefe zur Post?" fragte er.

„Ja", sagte die Herzogin streng. „Ich fand sie auf Ihrem Pulte, nachdem Sie fortgegangen waren, und nahm an, daß Sie vergessen hatten, sie zur Post zu besorgen. War das nicht recht?"

„Sie sehen ein, daß ich Sie nicht länger brauchen kann. Sie wissen zu viel."

„Das ist, meiner Meinung nach, gerade ein Grund, weshalb ich bleiben sollte. Denken Sie nicht auch so? Sie mögen sagen, Sie sind das Opfer eines schlechten Spaßes geworden, ich aber kann, sobald ich entlassen werde, anders sagen. Würden Sie es nicht vorziehen, mein Gehalt ein wenig zu erhöhen und mich weiter zu beschäftigen?"

Mr. Bulles blickte düster auf den Zeitungsausschnitt, der vor ihm auf dem Pult lag.

„Ja," sagte er grimmig, „es ist besser, Sie bleiben."

Merkwürdige Zeitungsannoncen

Die Zeitungen haben schon mancher Todesfall zur Kenntniß gebracht, aber noch nie den meines seligen Onkels, Commercienraths N. Ein Stick- und Schlagfluß, der unglücklicher Weise gerade ihn traf, machte seinem Leben ein Ende. Er starb, sich selbst unbewußt, im 78. Jahre seines irdischen und im ersten Augenblicke seines jenseitiger Lebens.

Als ich mich vor 25 Jahren mit dem Professor N. verehelichte, glaubte ich nicht, daß ich heute den verehrten Lesern der schwäbischen Chronik seinen Tod anzuzeigen haben würde, und doch ist es so. In einem Alter von 47 Jahren unterlag mein Gatte dem allzugroßen Gewichte seiner unergründlichen Gelehrsamkeit, und so mußte er gestern Abend seinen Geist aufgeben, der ihm in den Literaturzeitungen so oft ungerechter Weise abgesprochen worden ist.

Das verehrliche schwarze, Seife bedürfende Publikum, sowie alle extrafeine weiße, Stärke zu haben wünschende Herrschaften erlauben wir auf unsre Fabrik aufmerksam zu machen, die beide so nothwendige Artikel in bester Qualität, und zu den billigsten Preisen liefert.

— Nichts ist der Ausbeutungssucht mehr heilig; noch ehe der Mensch geboren ist, wird er ein Opfer der Speculation. So hat sich in London eine Gesellschaft gebildet, welche die Familien gegen Zwillinge und Drillinge versichert! Bei der Geburt von Zwillingen zahlt sie £50, sind Drillinge gekommen, £75

Blücher im Volkslied.

Viel weiß das Volkslied vom alten Blücher zu singen und zu sagen, dem unvergeßlichen Helden, dessen hundertfünfzigster Geburtstag unlängst gefeiert wurde. Lieder waren es zumeist, die im Heere selbst entstanden, nach dem Muster und der Melodie älterer Heldengesänge. So feierten die Soldaten, als der Elbübergang bei Wartenberg sich vollzogen hatte, den Marschall „Vorwärts" am Wachtfeuer nach der Weise vom Prinzen Eugen:

Aus dem Hauptquartier in Jessen
Schrieb nach reiflichem Ermessen
Vater Blücher den Befehl:
Morgen früh soll York marschiren,
Uebern breiten Elbstrom führen
Sein Armeecorps ohne Fehl.

Dann kam die gewaltige Völkerschlacht, und jetzt sangen die Preußen nach der Melodie des aus der Fridericianischen Zeit stammenden „Kaiser Josef, willst Du denn eines mit mir wagen", dem geschlagenen Napoleon nach:

Kennst Du nicht den alten Greis, Blücher, unsern Helden?
Der wird Dir von seiner Kunst, auch noch was vermelden.
Oder meinst, daß Blücher alt und nicht könne fechten?
Donnerwetter, na, da kommst Du grad' an den Rechten!

Vergebens beschwört Napoleon die Preußen, doch nicht so heftig zu sein, nach der hübschen Melodie: „Geh', Mädchen, packe Dich nach Haus" zu Deiner Stickerei," er bekommt nur die höhnende Antwort:

Bei Leipzig bist kaput gemacht
Mit Deinem großen Heer,
Jetzt wirst zum Land hinausgejagt,
Adje, Du Lamperöhr.

So folgen wir dem Siegeszuge der Deutschen bis nach Paris hinein und können auch dem Klageliede Napoleons auf Elba lauschen. Indessen dieser sich in Ingrimm verzehrt und verwegene Pläne ersinnt, erfreut sich Blücher, zum Fürsten von Wahlstadt ernannt und mit der Herrschaft Krieblowitz in Schlesien begabt, des behaglichen Friedens, doch jäh wird er aufgeschreckt:

Vadder Blücher sat in goder Roh
Un schmokt sin Piep Tobak derto,
Da kloppt em wat an sine Dör,
Dat was de höllische Postcourier,
Und dadrin stund et schwart up wieß,
De Napl wär wedder in